Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1909)
Heft: 17-18

Artikel: Das Neueste vom Kongo
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-802831

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des anderen in sich schliessen, und es wird ihm nicht gelingen, sich mit dem Naturgesetz, des einen Not sei des anderen Brot, zu entschuldigen. Gerade die Differenzen des Naturgesetzes auszugleichen, das nennt man Kultur.

Mag sein, dass der Krieg in früheren Jahrhunderten auch einmal Kulturarbeit getan habe, wie die Verbreitung des Griechischen als Weltsprache im Orient, die des Lateinischen im Okzident beweisen sollen. Andere Bataillone, als die mit Muskete und Bajonett gerüsteten, haben in unserer Zeit diese Mission übernommen. Mag in früheren Zeiten der Krieg ein Entwicklungsfaktor gewesen sein, mag er wirklich mit Recht der Vater aller Dinge genannt worden sein, für unsere moderne Kultur kann es nur von Vorteil sein, den Krieg so viel als möglich zu verbannen. Der Krieg ist nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Die moderne Kultur aber muss dahin streben, diese anderen Mittel so wenig als möglich anzuwenden.

Um zu beweisen, in welch oberflächlicher propagandistischer Art Karl v. Stengel arbeitet, möchte ich auf das von ihm zitierte Wort des Heraklit hinweisen, der Krieg ist der Vater aller Dinge. In der Tat steht bei Heraklit polemos (Krieg). Aber polemos hat im Sprachgebrauch des Heraklit nicht die Bedeutung des politischen Krieges, sondern seine eigentliche, seine Grundbedeutung, die mit dem lateinischen pello zusammenhängt, das Treiben, die Verwirrung, das Getümmel, die sich aneinander reibenden Gegensätze, die sich natürlich ebenso, wie sie sich abstossen, auch anziehen können. Mit dem Kriege als solchem hat die Auffassung des Heraklit nicht das geringste zu tun, und eine derartig unwissenschaftliche Behandlung einer am letzten Ende wissenschaftlichen Frage spricht ein vernichtendes Urteil über das ganze Buch.

F. R.

——o——

Das Neueste vom Kongo.

Es sind dieselben Menschen, an die man sich zu wenden hat, wenn es gilt, offene Herzen und tatkräftiges Eintreten zu finden, handle es sich um irgendwelche Fragen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Darum ist den Friedensfreunden die Lage der Eingeborenen im Kongogebiet keine fremde Angelegenheit, hat sie doch schon mehrfach die Aufmerksamkeit unserer Kongresse auf sich gezogen. Soeben erscheint folgender Bericht aus der Feder eines der eifrigsten Kämpfer für das Recht der armen Schwarzen, die von entmenschten geldgierigen Europäern auf entsetzliche Weise misshandelt werden:

Das Neueste vom Kongo ist leider nicht erfreulich. Was allein dem in dieser Kolonie seit 25 Jahren herrschenden Elend ein Ende machen würde: Abschaffung der Arbeitssklaverei unter dem Vorwand der Abgabe und Aufhebung des Staatsmonopols auf alle Landeserzeugnisse, gerade das wird von den Regenten des Kongo (die ja die alten geblieben sind trotz der Uebergabe an Belgien) konsequent verweigert. König Leopold hat in einer seiner berühmten Reden in Antwerpen und sein Werkzeug, Kolonialminister Renkin, in einer echoartig gleichlautenden Rede in Boma darüber niemand in Zweifel gelassen, und selbst die für leichtgläubige Leser berechnete Nachricht, als ob wenigstens in den zwei am blutigsten zerfleischten Gebieten, Abir und Mongolla, die Kautschukjagd ein Ende nehmen soll, hat sich als eitel Dunst erwiesen.

Am Kongo ist also alles am alten: der Ruin setzt sich mit gleicher Energie fort. Und so sicher ist man dort seiner Sache, dass man nun auch daran geht, sich der Ankläger und Kritiker, nämlich der Missionare, zu entledigen, welchen man zwar alles und jedes verdankt, was je am Kongo zur Hebung der Schwarzen geschah, die aber unerbittlich und unbestechlich die Scheusslichkeiten des Systems der Welt darlegten. Schon vor zwei Jahren hat man es mit einem Verleumdungsprozess gegen den englischen Missionar Stannard versucht. Neuerdings hat man die gleiche Waffe gegen zwei ehrwürdige amerikanische Missionare, Morrison und Sheppard, gebraucht, u. a. weil sie in einem rührenden Notschrei über die Schandwirtschaft der Kasaigesellschaft (die Halbpart mit dem Staat arbeitet), diese edle Gesellschaft eine „chartered company" genannt haben. 90,000 Fr. pour tort moral, eventuell 5 Jahre Gefängnis, stehen diesen Angeklagten ziemlich sicher bevor.

Und wie steht denn der Streit mit England, welches die Anerkennung der Uebertragung verweigert hat? Er ist — man kann beim besten Willen, beim zähesten Optimismus nicht anders sagen — so viel als beigelegt. Welche geheimen Abmachungen da mitspielen, raunt man sich ja überall zu: bedeutende

Feuilleton.

Es müssen doch schöne Erinnerungen sein!..

Von *Bertha von Suttner.*

(Fortsetzung.)

„Sie meinen wohl auch, dass es ein eitles Beginnen wäre, wollten einige Haidekräutlein einen Felsen bekleiden?"

„Ganz richtig, der Vergleich ist gut; unabsehbar lange braucht es, bis ein Felsen bekleidet wird, und da müssen auch andere, mächtigere Pflanzen, ein paar hochwüchsige Tannen mittun."

„So hören Sie, was Björnsterne Björnson sagt, derselbe Björnson, der auch einer von den Unsern geworden ist, der kürzlich im Konzertpalais von Kopenhagen vor einer ihm zujubelnden Menge (sein Vaterland vergöttert ihn), worunter das Königspaar von Dänemark sich befand, in glühender Rede für die Abschaffung des Krieges eingetreten ist.

In seinem Märchenbuche ‚Arne' erzählt uns der norwegische Dichter von eben diesem Fall, dass Haidekraut, Wachholder, Eiche, Föhre und Birke sich entschliessen, den nackten Felsen, der vor ihnen liegt, zu bekleiden. Die Versuche misslingen lange. Es ist deutlich genug, der Felsen will nicht bekleidet werden; so oft die Bäume sich ein wenig empor gearbeitet haben, kommt ein Bach, der zum Strom wächst und alles hinunter wirft. Sie fangen aber immer wieder von neuem an.

So war der Tag endlich gekommen, wo das Haidekraut mit einem Auge über die Felsenkante hinwegsehen konnte. ‚O jeh, o jeh, o jeh!' sagte das Haidekraut und weg war es. ‚Lieber, was ist's, das das Haidekraut sieht?' sagte der Wachholder und kam so weit, dass er hinübergucken konnte: ‚O jeh, o jeh!' schrie er und war weg. Als endlich Föhre und Birke sich hinaufgearbeitet haben und den Kopf über den Felsen empor kriegen, rufen sie: ‚O jeh! steht nicht ein grosser Wald aus Föhren und Haidekraut und Wachholder und Birken in der Ebene dort und erwartet uns?' — Sie begegnen der Arbeit, die auf der anderen Seite gemacht worden ist, um den Felsen zu bekleiden.

‚Ja, so ist es, wenn man vorwärts strebt,' sagte der Wachholder."

* * *

Konzessionen zugunsten der von England erstrebten Bahn durch Katanga sollen der Preis der Kaltstellung Englands in der Eingeborenenfrage sein. So viel allein ist sicher, dass der englische Staatssekretär Grey seither sich mit den ablehnenden Antworten Belgiens abgefunden, ja, dass er weiteres Eingehen auf die Sache geradezu verweigert hat unter deutlichem Hinweis auf die „deutsche Gefahr", mit welchem roten Tuche man ja jetzt den guten John Bull zu allem bringen, aber auch von allem abbringen kann, was man nur will.

Auch Amerika hat die Zession nicht anerkannt, aber über das Gesuch, den Skandalprozess Morrison einige Wochen zu vertagen, ist auch Herr Taft nicht hinausgegangen, denn er soll ein sehr ruhiger Mann sein, der den Frieden liebt.

Und die öffentliche Meinung, diese moderne Grossmacht? Wohl ist in England noch die Stimmung der Menschenfreunde erregt, so dass ein hervorragender Geistlicher, Revd. Campbell, kürzlich frei und offen vor Tausenden in der Predigt das Verhalten Belgiens als einen casus belli bezeichnete; wohl arbeiten die Kongoreform- und Hilfsvereine durch Petitionen an die französischen Kammern, an den Präsidenten Taft auf endliche Beseitigung des Weltskandals an ihrem Teile hin. Aber die Schande dauert zu lang: schon so manche psychologische Momente haben die Weltmächte unbenutzt vorbei gelassen, und es geht, wie es immer geht: man wird müde, man hat nähere Sorgen, man vergisst, dass es sich um Sein und Nichtsein der Freiheit, um das höchste Gut der Menschheit, um das Wohl der schwarzen Rasse handelt, und dass sich — falls diese Frage nicht bald befriedigend gelöst wird — ein Gottesgericht zusammenziehen muss über Europa, das weiss, was seine Pflicht ist und zu feige ist, sie auch zu tun!

Und so hat die Kunst und das Geld und die List eines Königs und die Perfidie der Diplomatie es fertig gebracht, dass auch die Gewissen matt werden und das Interesse erlahmt. Man triumphiert in Brüssel und am Kongo. Man hat alle düpiert und alle besiegt.

Inzwischen ist nun auch der Kronprinz Albert, Neffe Leopolds, von einer Reise nach dem Kongo zurück. Seine Frau ist ihm bis Teneriffa entgegengefahren, und er ist mit Jubel in Antwerpen empfangen worden.

Was hat er Gutes vom Kongo zurückgebracht? Hr. Georges Lorand, der energische Vorkämpfer für die Befreiung der Eingeborenen aus ihrer Sklaverei, spricht von drei Aeusserungen des Prinzen: er beklage sich über die Gleichgültigkeit der Belgier in betreff der Kongokolonie; er kündige deutlich die Notwendigkeit eines Anleihens zum Betrieb der Kolonie an, obschon gerade das Versprechen, dass es nie zu einem solchen kommen werde, die Belgier zur Annahme der Uebertragung verführt hat; drittens habe der Prinz auch nicht ein Wort geäussert über Reformen, die das Los der Eingeborenen erleichtern sollen, ausser dass er erzählte, man sei mit Massregeln gegen die Schlafkrankheit (eine Folge des Elends!) beschäftigt.

Hr. Lorand stellt fest, dass also nach wie vor — bereits ist ein Jahr seit der Annexion dahin — alles nach bisherigem Modus vor sich geht, und dass Leopold noch immer der absolute Herr im Kongo ist. Er beklagt in seinem Briefe an das Genfer „Journal" vom 20. August, dass England die Annexion an Belgien betrieben, ja erzwungen habe, in der Meinung, in diesem Lande bestehe Interesse für die Kolonie und deren Gesundung, und es sei da eine zahlreiche Klasse von Bürgern vorhanden, welche Anteil an der Verwaltung und am Zustand der Eingeborenen nehme, während doch in Wirklichkeit in Belgien nichts als Gleichgültigkeit für all diese Fragen herrsche. Indem also England die Belgier zwang, den Kongo zu übernehmen, schmiedete es die Ketten der Neger, statt sie zu zerreissen. In Belgien will man vor allem nichts hören vom Kongo und noch viel weniger etwas für eine Kolonie bezahlen, welche dem König die Verschwendung von Millionen gestattete. Mithin haben alle Humanitätskundgebungen kein Echo in Belgien, und die drohenden Noten, welche die philanthropischen Vereine der englischen Regierung abnötigen, machen da nichts als böses Blut, ja sie liefern der Presse des Königs nur den willkommenen Vorwand, England dem Volk als einen Feind hinzustellen, gegen den man Antwerpen befestigen müsse, und die Freunde Leopolds in England verfehlen nicht zu verbreiten, dass dies „au profit de l'Allemagne" geschehe. Mithin wird die von Grey betriebene Annexion des Kongo an Belgien höchstens dazu dienen, dass dieses Land sich mit England überwirft.

So weit die Betrachtungen eines Belgiers, der wie niemand die Stimmungen daselbst kennt und der mehr als irgend jemand bedauert, dass unter diesen Um-

---

Im Salon herrschte eine kurze Stille, nachdem das letzte Wort des Märchens verklungen war. Dann aber erhob sich einer zum Gehen, und damit war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben. Auch Herr von X. wollte sich mit den anderen entfernen; wir aber, mein Mann und ich, hielten ihn zurück.

Und nachdem wir allein geblieben:

„Jetzt erzählen Sie, Sie haben uns versprochen, jene Erinnerung..."

„Wohlan," sagte er, „es wird das erste Mal sein, dass ich das Ding erzähle. Vielleicht benützen Sie es gelegentlich..."

„Dürfte ich Ihren Namen nennen?"

„Das werden Sie nicht tun wollen, denn es würde mir sicherlich Verdruss zuziehen."

„Dann werde ich Sie allerdings nicht nennen. Sprechen Sie."

Er lehnte sich eine Weile schweigend und mit geschlossenen Augen in den Fauteuil zurück, und wieder durchlief es ihn, wie vorhin, mit einem Schauer. Dann richtete er sich auf und begann:

„Es war nach der Schlacht von Orleans..." Doch ehe ich in der Erzählung meines Freundes fortfahre, möchte ich ein Wort voraussenden. Für das, was folgt, bleibt mein Gewährsmann ungenannt — ich bin meines Zeichens Schriftstellerin; der Verdacht liegt nahe, dass die dem Erzähler geliehenen Ansichten oder gar die ganze Erzählung eitel Erfindung sei. So stehe ich denn mit meinem persönlichen Ehrenworte dafür ein, dass ich nur wiederhole, was der einstige Offizier mir mitgeteilt hat. Den Wortlaut natürlich verbürge ich nicht. Die Ausführung des Bildes mag einige Striche und Abschattungen aufweisen, die ich dazu getan, aber der Grundriss, das Erlebnis nämlich, ist echt, und ebenso echt die Grundfarbe, d. h. das Weh, welches das Herz des Erzählers noch während des Erzählens durchzitterte.

„Es war nach der Schlacht von Orleans, tagelang war um den endlichen Sieg gerungen worden. Jetzt wurden wir als vorgeschobene Posten nach einer kleinen Ortschaft — der Name soll auch nicht genannt sein — ein paar Stunden über Orleans hinaus dirigiert.

Wir ritten dahin, erschöpft, durchnässt — seit 48 Stunden regnete es — und hungrig. Das sind drei Zustände, glauben Sie mir, die, wenn sie zusammentreffen und seit Wochen und Monden sich oft wiederholt haben, gar deprimierend auf die Kriegsbegeiste-

ständen kein Schimmer von Hoffnung für die Rettung des Kongovolkes bleibt. In der Tat, wenn Belgien, das Mutterland, von dem jede Aktion zugunsten der Kolonie und der Schwarzen ausgehen muss, in solchem Torpor verharrt und jede Anstrengung zur Aenderung der Zustände von vornherein ablehnt, was dann? Wenn das am grünen Holze geschieht? Da bleibt allerdings nur eines: dass der Kongo baldmöglichst in andere Hände übergehe, die es der Mühe wert erachten, die Arbeit zu tun, der sich Belgien nicht unterziehen will. Wir gaben uns lange der Illusion hin, als ob die belgische Aera doch noch das Heil für den Kongo bedeuten könne. Nach Lorands Aufklärungen muss jeder Menschenfreund wünschen, den Kongo lieber heute als morgen in der Gewalt irgend einer anderen Macht oder gar herrenlos und sich selbst überlassen zu sehen, als dass er an der Gleichgültigkeit seiner jetzigen Metropole zugrunde gehe. *C.*

——o——

Die Kosten des bewaffneten Friedens.

Die in grosser Auflage durch die ganze Welt, soweit Engländer hinkommen, verbreitete „Illustrated London News“ gibt in ihrer letzten Nummer eine interessante graphische Darstellung, die wir den Lesern des „Friedens“ nicht vorenthalten wollen. Darnach geben die Hauptmächte jährlich folgende Summen für ihre Kriegsbereitschaft aus, die wir der leichteren Verständlichkeit wegen von englischen Pfund in Franken umgerechnet haben:

I. Für das Landheer:

Russland	1125,0	Millionen Franken
Deutschland	972,5	„ „
Frankreich	800,0	„ „
England	687,5	„ „
Oesterreich-Ungarn	340,0	„ „
Italien	277,5	„ „
Japan	177,5	„ „
Total	4380,0	Millionen Franken

II. Für die Marine:

England	817,5	Millionen Franken
Vereinigte Staaten	555,0	„ „
Deutschland	357,5	„ „
Frankreich	335,0	Millionen Franken
Russland	230,0	„ „
Italien	142,5	„ „
Oesterreich-Ungarn	67,5	„ „
Total	2505,0	Millionen Franken

Wenn nun die sieben wichtigsten Kulturstaaten jährlich insgesamt 6885 Millionen, d. h. gegen 7 Milliarden, für ihre Kriegsbereitschaft ausgeben, so wird man nicht zu hoch greifen, wenn man annimmt, dass jährlich wenigstens 10 Milliarden Franken in sämtlichen Kulturstaaten der Erde für unfruchtbare, die Kultur in keiner Weise fördernde Zwecke ausgegeben werden. Wie würde der materielle und geistige Wohlstand der Völker gefördert werden, wenn ebensoviel für kulturelle und humanitäre Zwecke ausgegeben würde!

All dieses immense Geld, das die Völker im Schweisse ihres Angesichts erwerben müssen, um es dem Kriegsmoloch in den Schlund zu werfen, ohne dass sie den geringsten Nutzen davon haben, könnte gewinnbringend zur Erziehung der Jugend, zur Versorgung der Witwen und Waisen, der Invaliden der Arbeit, zur Besserstellung der sozial Gesunkenen und Enterbten der Gesellschaft, zur Anlage guter Verkehrswege und Handelsstrassen auch in Form von schiffbaren Kanälen, zur Aufklärung der in geistiger Versumpfung lebenden Massen, zu regeren freundschaftlichen Beziehungen der Völker untereinander verwendet werden. Welchen Aufschwung nähme die Wohlfahrt der Völker, wenn sie so vernünftig wären, alle politischen und kommerziellen Differenzen prinzipiell durch ein internationales Schiedsgericht in Ordnung bringen zu lassen. Dieses würde dieselben gerechter und unendlich viel billiger in Ordnung bringen als die brutale, des Kulturmenschen vollständig unwürdige Entscheidung durch die Waffen, die niemals dem Recht zum Rechte verhelfen, sondern namenloses Unglück auch über die nicht direkt daran beteiligten Völker bringen. Heute, da man doch auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Handels sich zu einigen und gemeinsame Sache zu machen bestrebt ist, wäre es so naheliegend, durch eine internationale Verabredung eine oberste Instanz einzusetzen, welche alle Streitigkeiten der Völker auf friedlichem Wege schlichten würde, ohne dass Millionen völlig Unschuldiger und

---

rung wirken, denn der böse Gedanke: ‚Warum? Warum denn!‘ pflegt da öfter aufzusteigen.

Sehr vorsichtig mussten wir uns vorwärts bewegen, denn die Stimmung in der Gegend war eine erregte; wenn wir auch die reguläre Armee im Rückzug wussten, es galt, sich vor den Scharen der Franctireurs zu hüten. Die verdammten Mörder! Auf die konzentrierten wir die ganze Wut und sittliche Entrüstung, welche dem Begriffe Totschlagen anhaftet, einer Entrüstung, welcher ja im Kampf gegen wirkliche Truppen kein Raum gelassen wird, der wir aber den feindlichen Franctireurs gegenüber Luft machen konnten. Dabei war uns die Erinnerung an die Freischaren unserer Väter von 1812 und 1813, während des Rückzuges der Franzosen aus Russland, gänzlich abhanden gekommen.

Rechts und links ausspähend, trabten wir weiter, und zu wiederholten Malen fielen aus den Gebüschen abgefeuerte Schüsse in unsere Reihen — wir konnten der Gegner nicht ansichtig werden. Zwei oder drei unserer Leute wurden getroffen und blieben unterwegs liegen — — das zählt nicht.

Endlich, gegen Abend, näherten wir uns dem Ziel. Noch eine Biegung des Weges und das Dorf lag vor uns, in sanftes Dämmerlicht getaucht.

Ich seh' es noch vor mir: inmitten eines grünen Tales; die Häuser von Gärten umgeben; eine kleine Kirche mit rundem Zwiebelturm, und eben läutete die Glocke zum Ave Maria. Mehrere unserer Soldaten machten das Zeichen des Kreuzes. Wie viele mochten an ihr eigenes Heimatdorf wohl denken?

Unsere Patrouillen durchzogen die Strassen und trommelten Maire und Pfarrer zusammen. Als wir einrückten, standen diese beiden Spitzen des Dorfes schon auf dem Platze vor der Kirche.

Nun ging es an die vorgeschriebenen Fragen: Ob der Feind den Ort verlassen; welche Truppen hier gewesen; nach welcher Richtung sie abmarschiert seien usw.

Dann die Gewissensfrage, ob der Ort Franctireurs gestellt, ob solche sich hier befänden und zuletzt die feierliche Verkündigung der Todesstrafe auf Verheimlichung dieses Falles.

Nachdem das erledigt war und die Vorposten über das Dorf hinausgestellt worden, ging es ans Quartiermachen für uns und für unsere todmüden Soldaten.